

Ursprung, Beschaffenheit und wehrhafte Gesinnung des magyarischen Volkes.

Kraft einer allgemeinen Annahme sucht die magyarische Nation ihre Vorfahren in den Hunnen und Avarn. Diesen Glauben zu beweisen ist ebenso schwer, als ihn zu widerlegen; ganz unmöglich aber ist es, ihn damit zu ersetzen, daß die Magyaren mit den Finnen und Tschuwassen eines Ursprunges wären, so tüchtige, lebensfähige Völker diese auch sein mögen, besonders die hochcultivirten Finnen, die wir ihrer geistigen Begabung und Tapferkeit nach getrost als Verwandte gelten lassen dürften. Es gibt, mit Ausnahme weniger Sprachforscher und Geschichtschreiber, keinen Magyaren, der nicht Attila als seinen Ahnherrn betrachten würde.

Auch dem Ursprung der Magyaren läßt sich nur auf der Spur der Sprache nachforschen. In der magyarischen Sprache kommen als Urwörter Benennungen für Begriffe vor, welche im nordöstlichen Theile Europas nicht heimisch sind; sie kannten das „Meer“ (tenger), das „Kameel“ (teve), den „Löwen“ (oroszlán), die „Weintraube“ (szőlő), den „Wein“ (bor), die „Birne“ (körtvély), die „Apriose“ (baraczk), die „Melone“ (dinnye), den „Apfel“ (alma), deren Benennungen sowohl die deutsche als auch die slavische Sprache meistens dem Lateinischen entlehnt hat. Sie mußten also dort herumgekommen sein, wo alles dies zu sehen war. Hingegen fehlt in der magyarischen Sprache Vieles, was im Norden ein alltäglicher Anblick ist, z. B. der Gletscher, das Renthier u. s. w. Aus dem Slavischen sind medve (Bär), ablak (Fenster), asztal (Tisch), szekrény (Schrank) und Anderes herübergeholt. Bei den in älterer Zeit hier angesiedelten Székeln haben die Gebäudetheile schon ihre Benennungen: tanór, zábé, hiú, pitvar (Einfriedung, Thürpfosten, Dachboden, Hausflur), die beiden letzteren mit dem Magyarischen gemein. Das Alles sind aber Begriffe, die dem Norden angehören. Selbst noch „hegy“ (Berg, eigentlich Spitze) ist nur eine relative Bezeichnung, meist steht dafür „kö“ (Stein) oder „bércz“ (Gebirge). Dagegen gibt es genug Bezeichnungen für das Flachland: senyér, avar, sivatag, rét, nyir (Heide, Nied, Wüste, Wiefe, Birkengehölz), dann mocsár, láp, semlyék, ingovány, dágvány, moha, kopolya, pocséta (Sumpf, Moor, Senke, Bruch, Morast, Moos, Pfütze, Lache) lassen ahnen, daß dergleichen auf der gipfellofen Ebene zwischen Kaspi-See und Schwarzem Meer erworben wurde, wo die Magyaren wahrscheinlich mit mehreren stammverwandten Völkern zusammen hausten und sich nicht selten in Bruderkriegen aufrieben, bis die einen von den verheerenden Zügen der Völkerwanderung weggeschwemmt wurden, die anderen mit dem magyarischen Volke verschmolzen.

Auch nach der Physiognomik ist es schwer, die Verwandtschaft zwischen der magyarischen und anderen Racen zu suchen. Zwar kann es constatirt werden, daß die ovale (mehr zum Rundlichen, als zum Eckigen neigende) Form des Gesichtes, das Profil, die hohe gewölbte Stirn, die gerade und nicht stark gebogene, aber auch nicht stumpfe Nase, der regelmäßige Mund, das keinen Winkel bildende Gebiß, das runde Kinn dem kaukasischen Typus entsprechen; auch ist zu constatiren, daß das urwüchsigste Magyarenthum, welches das Alföld bewohnt, im allgemeinen vermöge des dichten schwarzen Haares, Bartes und Schnurrbartes, der braunrothen Gesichtsfarbe, der schmalen, schwarzen Augenbrauen, der offen blickenden Adleraugen und der regelmäßigen Mundbildung sich mehr dem persischen und tscherkessischen Typus als den nordeuropäischen Völkern nähert; doch muß hinwiederum auch in Betracht gezogen werden, wie mannigfach bei dem magyarischen Volke Haar, Gesichtsfarbe und Auge vom ursprünglichen Typus abweichen, so daß der oberflächliche Beobachter leicht auf den irrigen Gedanken kommen kann, das magyarische Volk sei ein Gemisch aus mehreren Racen, welche durch die Feuerproben der Jahrhunderte in eine verschmolzen worden seien; diese Annahme jedoch wird durch den Székler-Stamm widerlegt, welcher in einer Masse, in einem abgegrenzten Bezirke ein Jahrtausend hindurch keinem Fremden die Niederlassung auf seinem Boden gestattete, in seiner Sprache kaum ein fremdes Wort benützt und nicht gern eine fremde Sprache lernt, und in welchem bei aller Anklammerung an seine hunnische Abkunft blondes Haar und blaue Augen ebenso heimisch sind wie auf der Insel Schütt und in der Somogy. Sogar die Sprößlinge von Familien, welche ihren Ursprung bis zu den 108 Stämmen der ersten Landesbesitznahme hinaufführen, bieten augenscheinliche Beweise hiefür. Selbst die Volkslieder sind voll damit:

„Hei, blonder Bursch, braunes Mädel, bist
Doch geblieben ungeküßt.“

„Falsch an Leib und Seele,
Ob ich Blond, ob Braun ich wähle.“

„Sei der Stamm noch so berußt,
Nicht Blond, nur Braun ist meine Lust.“

„Während ich die Braune herze,
Dort die Blonde ich mir verscherze.“

„Frau Wirthin, und zünde mir an das Licht!
He, hast du kein schlehäugig Dirnlein nicht?“

„Um mich wär's noch schade — am Baum zu ver-
welken,
Mein Kraushaar, das gelbe — dem Wind hin-
zuwerfen.“

Schau, ich winde dir ein Sträußchen:
Aus Thrämentropfen, Perlenblümchen,
Mein gelbes Haar das Seidenbändchen.“

„Liebhens Augen sind blau, nicht schwarz,
Wollen schwarz sie färben lassen.“ (Székler Volkslied.)

Die magyarische Race muß schon bei ihrer Ansiedelung die Schattirungen des blonden und kastanienbraunen Haares und der blauen Augen mit sich gebracht haben.

Selten kommt bei ihr das nur bei germanischen und slavischen Racen heimische flachsblonde, safrangelbe und rothe Haar vor, desgleichen das grünliche und meergraue Auge.

Ihrem Körperbau nach kann die magyarisiche Race mittelgroß genannt werden; baumlange Riesen sind selten, zwerghaft kleine Leute nur verkommene Menschen; endemische Gebrechen, Kröpf, Plattfuß, Weichselzopf, Kretinismus sind beim magyarisichen Stamm nicht heimisch. Sein Knochengerüst, sein Muskelwerk stellen ihn in die Reihe der lebenskräftigen Racen. Zur Zeit dringender Feldarbeit ist der magyarisiche Ackermann in stande täglich zwanzig Stunden hartangespannt zu arbeiten. Als Soldat ist er vorzüglich. Bei Rekrutirungen liefert die magyarisiche Race das tauglichste Contingent.

Die Lebensfähigkeit der magyarisichen Race wird auch durch ihre Vermehrung günstig bezeugt. Nach dem Kákóczy'schen Feldzug war das magyarisiche Volk auf eine Million sechsmalshunderttausend Köpfe herabgeschmolzen. Bei der Conseription von 1787 belief sich die Zahl der Gesamtbevölkerung Ungarns auf 7,780.000 Seelen, davon ein Drittel Magyaren; jetzt nach hundert Jahren übersteigt die magyarisiche Race allein diese Zahl. Bei der erwähnten Conseription zur Zeit Josefs II. wurden 163.000 Edle und 13.800 Geistliche gezählt. Die Zahl der Protestanten ergab anderthalb Millionen; heute ist sie doppelt so stark.

Auch die Kampfweise der magyarisichen Race zeigt besondere Eigenthümlichkeiten, welche Kaiser Leo umständlich beschrieben hat. Gleich bei ihrem ersten Auftreten in der Geschichte wurde sie als ein zu Roß kämpfendes Volk bekannt. Diese Eigenschaft ist ihr bis auf den heutigen Tag geblieben; die Einrichtung der Husaren wurde bei allen Nationen nach magyarisichem Muster getroffen. Vor der Epoche des Schießpulvers waren Köcher und Pfeil in ihren Händen gefürchtete Waffen; auch mit Lanze und Speer wurde gekämpft. Aber zur Zeit Kákóczys kämpfte der Magyare zu Pferde und zu Fuße schon mit dem Säbel und im französischen Kriege führte er auch den „fokos“ (Beilstock), worauf der Kürassier sagte: „Ich weiß nicht, was das krumme Ding ist, aber böß ist es jedenfalls“.

Die Körperkraft des Magyaren ist durch die Überlieferung in Zügen der Tapferkeit verehigt worden, so daß die hervorragenden Helden zu legendarischen Gestalten heranwachsen; der Heerführer Esanád, die gekrönten Häupter St. Ladislaus und Matthias Hunyadi überwältigen Riesen im Einzelkampfe, auch Bátor Dpos erlegt in der Schlacht einen Riesen und wüthet dermaßen gegen den Feind, daß ihm am Ende des Kampfes die Faust am Schwertgriff erstarrt. Kinizsi, der Müllerbursche und nachmalige Heerführer, zerhaut erst den Mühlstein, den er mit einem Arm erhebt, später megelt er den Feind mit zwei Säbeln zugleich nieder. Die Thaten Miklas Toldis verherrlichen sich zum Epos. Die Körperkraft der Macskássy, Domokos, Was Bessenyei entscheidet Schlachten. Das bürgerliche

Lexikon von Budai zählt eine ganze Schar von Tapferen auf, welche die Gottesgabe der körperlichen Kraft im Kampfe für Fürst und Vaterland glänzend bewährt haben.

Heerführer Esanád ist eine Legenden-Figur aus der Zeit Stefans des Heiligen; St. Georg erscheint ihm im Traume, als ein Löwe gestaltet, und befeuert ihn zum Kampfe gegen Ahtum den Heidenfürsten; Esanád tritt während der Schlacht zum Zweikampfe mit Ahtum an und erlegt ihn, sein Mittelfeldherr Ghula jedoch schlägt dem gefallenen Führer das Haupt ab und überbringt es dem König Stefan, von dem er seinen Lohn heischt. Da tritt Esanád hervor und fragt, wo denn die Zunge des erlegten Ahtum geblieben sei. In der That fehlt sie dem Kopfe. Da holt Esanád sie aus seiner Gurttasche hervor. Worauf Stefan den wahren Helden auszeichnet, den falschen verbannt. — Von König Ladislaus dem Heiligen geht der alte Sang:

Zier an Gliedern, zieret an Wuchse,
Rein am Leibe, eitel Glanz die Seele,
Schulteraufwärts höher denn Alle,
Tapfer im Herzen, gleich grimmen Leuen;

Schon deine Schönheit macht dich zum Kaiser.
Drum bist geheiß'n Ladislaus der Degen,
Weil dir die Krone zusteht nach Rechten,
Da und dieweil du Jüngling noch wärest.

Von seinen Kämpfen berichtet der Sang der Sage Wunderdinge. In der Schlacht bei Eszeralom erschlägt er fünf Kumanen und holt den kumanischen Krieger, der eine schöne Magyaren-Frau geraubt hat, ein und erlegt ihn. Diese Legende ist an mehreren Orten in Kirchenfresken verewigt, wie denn das entsprechende Kirchenfresco zu Fülle im Széklerland auch in diesem Bande (Seite 66) mitgetheilt worden.

Vor der Schlacht bei Monyoród läuft ihm ein schneeweißes Wieselchen den hochragenden Speerschaft hinan, es kündigt ihm den Sieg. Da sein Heer in der Wüstenei schmachtet, schlägt er angesichts desselben mit der Spitze seines Speeres, dann wieder mit dem Eisenhufe seines Rosses „Zeg“ den reichen Quell aus dem Boden. Dasselbe Ross Zeg trägt den vom Feinde Verfolgten mit einem Satz über den Bergspalt von Torda weg, wo frommes Gedächtniß noch jetzt die Hufspuren seines Rosses zeigt. Da er dem fliehenden Feinde nachsetzt, der sich nur noch zu helfen weiß, indem er sein gemünztes Gold hinter sich streut, verwandelt Ladislaus, um seine Krieger nicht mit dem Auflesen des Goldes hinhalten zu lassen, mit einem Worte alles verstreute Geld in Steine. Noch jetzt liegt es dort am Wege in großen Mengen von — Nummuliten.

Der Sagenkreis von Toldi, durch die epische Trilogie Johann Arany's verherrlicht, ist aus den Abenteuern eines fabelhaften Helden gewirkt, der als Rächer auftritt, um prahlerisch-grausame fremde Schaukämpfer in den Sand zu strecken; dem König zur Seite „zwingt er mit seinem siebenfach gefiederten Stab fremde Könige, Ludwig zu huldigen“. (Nach Florsvay.) Seine erschrecklichen Waffen waren sogar noch zu Anfang dieses Jahrhunderts unter dem Wiener Thor der Festung Ofen aufgehängt zu sehen: sein schreckhafter



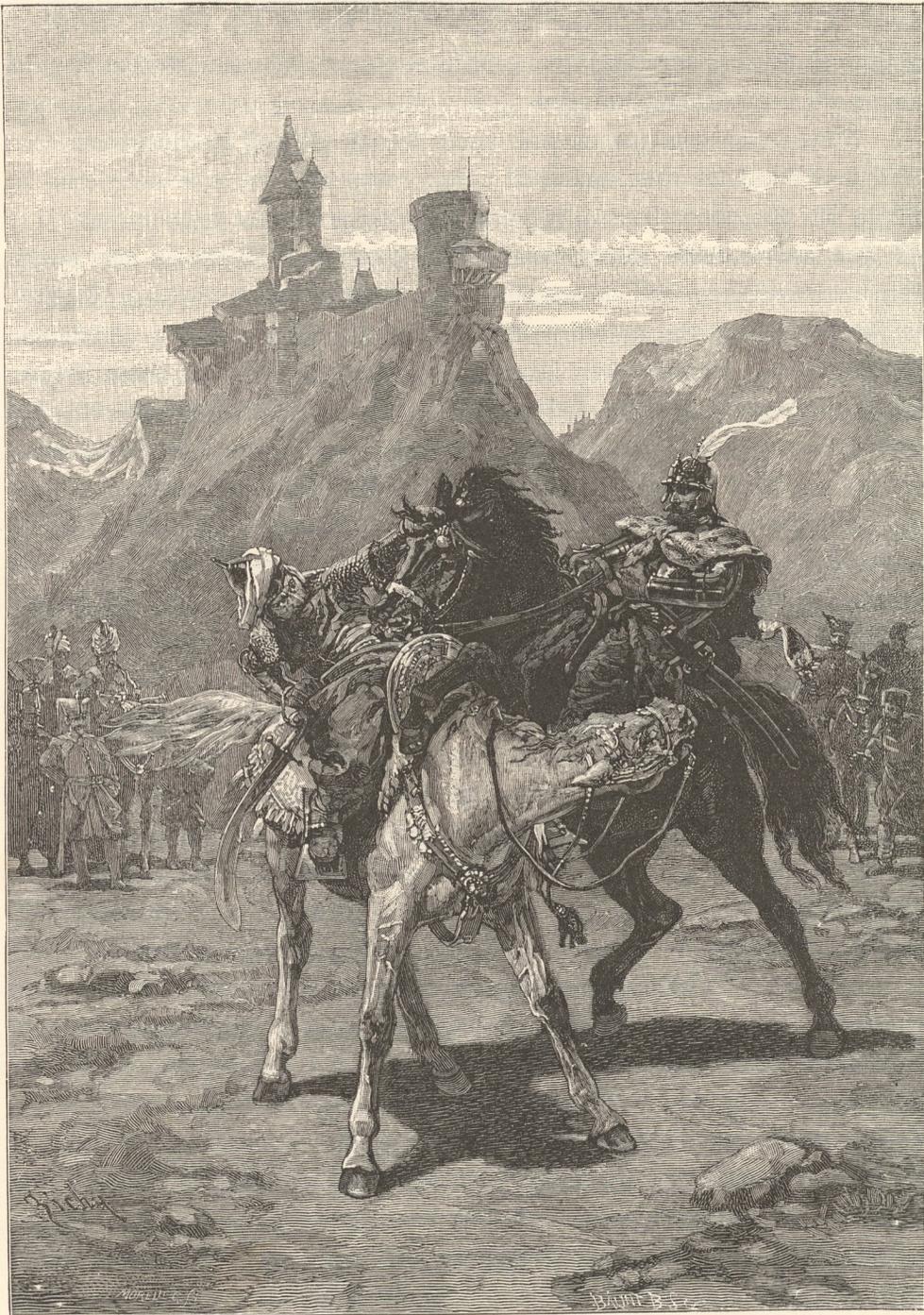
Entscheidung eines Processes durch Zweikampf.

Streithammer, sein Eisenharnisch, Schild und Speer und jene Steinkugeln, die er mit seiner Schleuder von einem Ufer der Donau auf das andere hinüberwarf, so wie auch jene neue Pflugschar, die er auf des Königs Geheiß mit seiner Lanze durchstieß.

Diesen historischen Gestalten reihen sich die Helden der Volks Sage an, die Höllenfahrer, wie Lorenz Tar, Stefan Kádár, Bende Tarcsai, Gregor Vitéz-Bláh, Matthias Ördög; dann, um tiefer hinabzusteigen, die Helden des Volksliedes, die szegény legények (arme Burſche), deren Räuber-Abenteuern die Phantasie des Volkes den Anstrich des Heldenhaften verliehen hat. Körperliche Kraft und Muth waren bei den Magyaren nicht nur im Krieg und im ritterlichen Kampfspiel vollauf geschätzt, sondern spielten lange Zeit auch im bürgerlichen Leben ihre Rolle. Sie hatten eine Institution: den gerichtlichen Zweikampf, der bis auf Matthias Hunyadi im Schwange ging und von diesem durch seinen XVIII. Gefehartikel des Jahres 1486 als ein in der Welt unerhörter Gebrauch aufgehoben wurde, jedoch insoweit immer noch bestehen blieb, daß der König in Fällen, wo jedes andere Zeugniß fehlte, den Zweikampf ausdrücklich anordnen konnte. Dies war schon zu St. Stefans Zeiten gebräuchlich. Die Abteien und Capitel, als moralische Personen, welche nicht persönlich kämpfen können, hielten sich amtliche Zweikämpfer, die in Streitfällen ihre Sache zu vertreten hatten.

Jeder freie Mann konnte für sich kämpfen und die Entscheidung seines Streitfalles der Waffe anheimstellen. Aber es durfte auch jede Partei für sich einen anderen Zweikämpfer miethen, besonders wenn die streitende Partei eine Frau war. Auch der König hatte seinen eigenen Kämpen (wie die englischen Könige einen Campio regis). Die Dienste dieser Kämpen wurden durch Ehrenbezeugungen und Schenkungen belohnt. So adelte Ladislaus der Rumanier im Jahre 1274 den Peter Budafalvi, der als „pugil“ auf seinen Befehl elf Zweikämpfe siegreich bestanden, sammt seiner Sippschaft. Nicht gestattet war es dem Vatermörder und Straßenräuber, sich bei den Zweikämpfen vertreten zu lassen.

Nur der König oder der Landrichter konnte den Parteien den Zweikampf zuurtheilen, und wenn derselbe zugeurtheilt war, hatten die Kämpfer in voller Rüstung vor dem Richter zu erscheinen und ihre Waffen und Pferde prüfen zu lassen, ob nicht jene gefeit seien und an diesen irgend ein Zauber haſte. Sie konnten mit Lanzen, zwei Schwertern, dem Stoß, dem Dolch, mit Pfeilen und mit dem bulgarischen Kolben kämpfen, immer aber zu Pferde. Bei der gerichtlichen Verhandlung von Kapitalverbrechen konnte der Richter den Kampf für den Angeklagten auch erschweren; dieser mußte sich nackt oder im bloßen Hemde dem geharnischten Kämpen des Klägers stellen, wie das zur Zeit Bélas IV. ein richterliches Urtheil verfügt hat. Diese Zweikämpfe fanden in Gegenwart des Königs statt, meist auf dem Ofener „Blutfelde“ („Generalwiese“) oder in einer anderen königlichen Residenz, für Siebenbürgen zu Torda vor dem Wojwoden. Die Zweikämpfer mußten



Entscheidung einer Schlacht durch Zweitampf.

bis Sonnenuntergang kämpfen, bis der eine gefallen war oder die Waffen niedergelegt hatte. Der Client desselben verlor den Proceß und bezahlte dem Richter zehn Mark. Wollten die Parteien sich während des Kampfes vergleichen, so bezahlte, wer den Vergleich antrug, ein Stück flandrischen Tuches.

Diese Zweikampfordnung ging als uralter Brauch selbst auf die Bürgerclasse über. Noch im XVII. Jahrhundert machten in unseren großen Städten, z. B. in Kaschau, die Bürger ihre Proceßsachen hoch zu Roß, mit Lanzenstichen und dem Kolbenstock aus, ja es gab nach unseren Daten noch zu Anfang dieses Jahrhunderts Städte bei uns, wo die Bürger heftigere Ehrenhändel auf dem offenen Markte, angesichts von Volk und Magistrat, im Zweikampf zu Pferde ausfochten. Noch heute ist diese Sitte nicht ganz ausgestorben. Die Duellmanie der vornehmen Schichten setzt den alten Gang zu heldenmäßigem Gebaren fort, und bei unserem niederen Volke werden wir, wo von den Volkssitten die Rede sein wird, stellenweise jenen Episoden begegnen, deren Titel lautet: „Wer ist der Bursche in der Csárda?“ (Wer ist hier Hahn im Korbe? als Aufforderung zur Schlägerei.)

Eine andere Art von Zweikampf fand auf dem Schlachtfelde statt zwischen hervorragenden Kriegerern der Angesicht zu Angesicht aufgestellten Heere und wurde häufig als schlachtentscheidendes Gottesgericht angesehen. Dieser Art war der Zweikampf zwischen Herzog Béla und dem pommerischen Riesen. Einen merkwürdigen Fall von solchem Zweikampfe berichten unsere Daten folgendermaßen. Ersek-Ujvár (Neuhäusel) wurde von den magyarischen Heerhaufen belagert; die Türken saßen in der Festung. Ibrahim, Anführer der Spahis von Palánka, forderte den Kapitän der magyarischen Husaren, Michael Bory, hochmüthig zum Zweikampf auf. Ibrahim kam mit einer Schar Spahis zum Zweikampf heraus und ihm rückte unter Bory die magyarische Reiterei in gleicher Zahl entgegen. Der türkische Krieger hatte aber ein Pferd, welches gleichfalls auf den Kampf abgerichtet war und den Gegner mit dem Gebiß angriff, während es dessen Roß mit seinen Hufen traf. Sobald Bory diese Kriegslust merkte, erhob er Einwand gegen den Zweikampf. Darüber wurde die beiderseitige Mannschaft handgemein, stürzte sich auf einander und begann eine Balgerei, welche damit endete, daß die türkische Schar, von den Magyaren decimirt, spornstreichs in die Beste zurückfloß; das blutgierige Roß Ibrahim Begs blieb unter anderem in den Händen der Magyaren. Dieses erbeutete Pferd schenkte der Feldherr Niklas Pálffy seinem Kapitän Johann Draskovics. Als dann später einmal die Türken die Magyaren wieder zum Zweikampf herausforderten, stellte sich auf Pálffys Befehl Draskovics dem türkischen Kämpen. Kaum aber waren sie zusammengestoßen, als der grimme Hengst sich bäumte, mit seinem furchtbaren Gebiß den Türken aus dem Sattel zerrte und, obgleich Draskovics ihn mit den Fäusten schlug und am Zügel wegriß, sich nicht beruhigen wollte, bis er den Feind zerstampft hatte.